

HEYNE <

DAS BUCH

Commander Pitt vom Staatsschutz erhält einen außergewöhnlichen Auftrag: Er soll mit seinen Leuten für die Sicherheit von Sophia Delacruz sorgen, die von Spanien nach London kommt, um dort religiöse Vorträge zu halten. Daheim wird sie von ihren Anhängern als Heilige verehrt – aber sie hat auch bereits ernst zu nehmende Morddrohungen erhalten. Ihr Tod auf britischem Territorium könnte im Extremfall zu einem Krieg zwischen England und Spanien führen oder einen revolutionären Aufstand auslösen. Pitt lernt Sophia kennen und schätzen, doch dann passiert das Schreckliche: Nur kurz nach ihrem ersten Vortrag verschwindet Sophia über Nacht spurlos mit zweien ihrer Anhängerinnen. Ist sie eine Betrügerin, absichtlich untergetaucht – oder ihren Feinden zum Opfer gefallen? Unter größtem Druck beginnt Thomas Pitt zu ermitteln und stößt schon bald auf eine hochbrisante politische Intrige.

DIE AUTORIN

Die Engländerin Anne Perry, 1938 in London geboren, verbrachte einen Teil ihrer Jugend in Neuseeland und auf den Bahamas. Schon früh begann sie zu schreiben. Ihre historischen Kriminalromane zeichnen ein lebendiges Bild des spätviktorianischen England und begeistern ein Millionenpublikum. Anne Perry lebt und schreibt in Schottland. Mehr zur Autorin und ihren Büchern erfahren Sie unter www.anneperry.co.uk.

LIEFERBARE TITEL

Der Verräter von Westminster – Mord in Dorchester Terrace – Tod am Eaton Square – Nacht über Blackheath – zahlreiche weitere Thomas-Pitt-Romane sind als E-Book erhältlich.

Eine Weihnachtsreise – Der Weihnachtsmord – Der Weihnachtsfluch – Das Weihnachtsversprechen – Der Weihnachtsverdacht – Die Weihnachtsleiche – Der Weihnachtsverrat – weitere Weihnachtskrimis von Anne Perry sind als E-Book erhältlich.

ANNE PERRY

DAS OPFER VON ANGEL COURT

Ein Thomas-Pitt-Roman

Aus dem Englischen
von K. Schatzhauser

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe
THE ANGEL COURT AFFAIR
erschien 2014 bei Headline Publishing Group, London



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Erstausgabe 2/2016
Copyright © 2014 by Anne Perry
Copyright © 2016 der deutschen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2016

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich,
unter Verwendung eines Fotos von
© Christie's Images / Bridgeman Images
Satz: Schaber Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-43819-4

www.heyne-verlag.de

Für Michael Ducker

KAPITEL 1

An einem Frühlingstag stand Pitt im von den Strahlen der Sonne erhellten Büro des Innenministers Sir Walter, in das kein Laut des brausenden Verkehrs drang. Ungläubig sah er seinen Vorgesetzten an. »Eine spanische Heilige?«, fragte er, um einen möglichst gefassten Klang seiner Stimme bemüht.

»Sie ist keine Spanierin, sondern eine Engländerin, die in Spanien lebt«, gab Sir Walter geduldig zurück. »In Toledo, wie man mir sagte. Sie ist hier, um Verwandte zu besuchen.«

»Das dürfte kaum etwas mit dem Staatsschutz zu tun haben, Sir«, sagte Pitt. Man hatte den Aufgabenbereich dieser ursprünglich wegen der irischen Frage ins Leben gerufenen Abteilung mittlerweile so stark erweitert, dass sie mehr oder weniger für alles zuständig war, was als Bedrohung für die Sicherheit des Landes angesehen wurde.

Gerade jetzt, zwei Jahre vor der Jahrhundertwende – man schrieb das Jahr 1898 –, herrschte in ganz Europa Aufruhr. Überall griff die Unruhe um sich und trat immer deutlicher zutage. Kaum eine Woche verging ohne einen Bombenanschlag von Anarchisten. In Frankreich trieb die Dreyfus-Affäre ihrem Höhepunkt entgegen, und niemand vermochte deren Ausgang vorauszusagen. Es ging sogar das Gerücht, die Regierung werde darüber stürzen.

Pitt gab seinem Vorgesetzten zu bedenken, dass der Staatsschutz zwar für die Sicherheit hoher ausländischer Würdenträger zu sorgen habe, eine im Lande umherreisende Nonne – oder was auch immer sie sein mochte – aber nicht in diese Kategorie falle.

»Es sind Briefe mit Morddrohungen eingegangen«, schnitt ihm Sir Walter das Wort ab. Sein Gesicht ließ keine Regung erkennen. »Bedauerlicherweise hat sich die Frau überaus freimütig geäußert und mit ihren Ansichten Besorgnis sowie Verärgerung hervorgerufen.«

»Ich dachte, sie sei noch gar nicht hier«, erwiderte Pitt.

»Ist sie auch nicht«, antwortete Sir Walter. »Sie soll heute Abend in Southampton und morgen bei uns in London eintreffen. Wir müssen bereit sein.«

»Dann ist das ein Fall für die Polizei«, sagte Pitt knapp. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass sich hier jemand mit ihr anlegen will. Falls aber doch, kann sich die örtliche Polizei damit beschäftigen.«

Sir Walter seufzte, als habe er ein ermüdendes Gespräch dieser Art schon zuvor geführt. »Pitt, was ich Ihnen gesagt habe, war keine Empfehlung, sondern eine Anweisung. Es wäre töricht, darauf zu vertrauen, dass das Thema Religion viele Menschen kalt lässt, dass sich ausschließlich engagierte Christen gegen die von dieser Frau vertretenen Ansichten wenden werden und dass wir uns darauf verlassen dürfen, dass diese Leute wissen, wie sie sich im Rahmen der Gesetze zu verhalten haben, und möglicherweise sogar das Gebot christlicher Nächstenliebe befolgen werden.« Er hob die weißen Brauen und fuhr fort: »Manche Menschen streiten über nichts so leidenschaftlich wie über Fragen der Religion. In ihren Augen steht sie für Ordnung, gesunden Menschenverstand und dafür, dass auf jeden Fall das Gute über das Böse siegt. Noch wichtiger als all das ist ihnen aber, dass ihnen die Religion bestä-

tigt, welcher Platz ihnen innerhalb der Schöpfung zukommt.« Er lächelte trübselig. »Und zwar einer, der ziemlich weit oben ist. Sich auf der obersten Stufe zu sehen verbietet ihnen ihre heuchlerische Bescheidenheit. Irgendetwas muss schließlich Gott vorbehalten bleiben.« Sein Lächeln schwand, und in seine Augen trat ein harter Ausdruck. »Wer diese Gewissheiten bedroht, bedroht ihrer Ansicht nach alles.«

Kopfschüttelnd fuhr er fort: »Großer Gott, sehen Sie sich doch nur an, welche Verwüstungen die Religion im Laufe der Geschichte angerichtet hat! Da haben wir die Kreuzzüge, die Inquisition in Spanien, die Verfolgung der Katharer und Waldenser in anderen Ländern Europas, die Massaker an den Hugenotten in Frankreich. Auch wir in England haben sowohl Katholiken als auch Protestanten verbrannt. Glauben Sie etwa, das könne nicht wieder geschehen? Wenn Dreyfus kein Jude wäre, hätte diese ganze widerliche Geschichte gar nicht erst angefangen und schon gar nicht diese Ausmaße angenommen – oder sollten Sie da anderer Ansicht sein?«

Pitt holte Luft, um etwas zu sagen, doch seine Zunge gehorchte ihm nicht.

Es war der 29. April. Wenige Tage zuvor hatte Präsident McKinley den amerikanischen Kongress dazu aufgefordert, Spanien den Krieg zu erklären. Da die Spanier Kuba seit vielen Jahren die Unabhängigkeit verweigerten, betrachteten die Amerikaner es als eine Gelegenheit, ihre Machtstellung zu festigen, indem sie in den Konflikt eingriffen. Als das Schlachtschiff *USS Maine* im Hafen von Havanna unter ungeklärten Umständen explodiert war, hatte die einflussreiche Presse der Vereinigten Staaten Spanien ganz offen als Schuldigen hingestellt. Am 21. April hatte der Kongress eine Seeblockade aller kubanischen Häfen angeordnet und verlangt, dass sich Spanien aus Kuba zurückzog. Vor vier Tagen dann, am 25. April, hatten die Vereinigten Staaten dem Land den Krieg erklärt.

Das war einmalig in der von Idealismus geprägten kurzen Geschichte des Landes, das sich bis dahin damit begnügt hatte, Ackerbau und Viehzucht zu betreiben, riesige Baumwoll- und Tabakplantagen anzulegen sowie eine eigene Industrie aufzubauen. Dieses neue Expansionsstreben barg die Gefahr in sich, dass andere Seemächte, darunter auch Großbritannien, davon beeinträchtigt würden, sofern die Amerikaner auf ihrer Haltung beharrten. Mit einem Mal vergrößerten sie nicht nur Heer und Kriegsflotte, sondern richteten auch begehrlche Blicke auf weit entfernte überseeische Gebiete wie Hawaii und die Philippinen. Sollte es beim Besuch jener Frau aus Spanien zu Zwischenfällen kommen, könnte das bei der dortigen Regierung den Verdacht wecken, Großbritannien stelle sich auf die Seite der Vereinigten Staaten und sei darauf aus, Spanien seinerseits den Krieg zu erklären. Das war eine äußerst beunruhigende Vorstellung.

Ganz davon abgesehen gab es keinen großen Unterschied zwischen der Gewalttätigkeit im Inland und der, die gerade auf dem europäischen Festland um sich griff. Erst vier Jahre zuvor war in Frankreich Staatspräsident Carnot ermordet worden, und im Vorjahr hatte den Präsidenten Spaniens, Cánovas del Castillo, dasselbe Schicksal ereilt, nachdem die Gewalttaten in dem Land einen neuen Gipfel der Abscheulichkeit erreicht hatten.

»Sie bringt rund ein halbes Dutzend ihrer Anhänger oder Gefolgsleute mit«, fuhr Sir Walter fort, als habe er nichts davon gemerkt, dass Pitt mit seinen Gedanken anderswo war.

»Gott allein weiß, was für Leute das sind. Trotzdem wollen wir nicht, dass einer von denen hier bei uns umkommt. Ihnen dürfte klar sein, in was für eine peinliche Lage das die Regierung Ihrer Majestät brächte, ganz besonders, wenn man die Vergangenheit unseres Landes in Bezug auf Spanien be-

denkt. Wir wollen den Leuten auf keinen Fall einen weiteren Vorwand für einen Krieg liefern.« Er sah Pitt aufmerksam an, als habe er ihn möglicherweise überschätzt und müsse sich überlegen, ob er die Sache in andere Hände geben sollte.

»Unbedingt, Sir«, gab Pitt zur Antwort. »Das ist mir selbstverständlich klar. Muss man denn überhaupt mit der Möglichkeit rechnen, dass hier jemand etwas gegen die Frau unternehmen könnte?« Er stellte die Frage nicht, weil er sich das nicht vorstellen konnte, sondern gleichsam als hoffe er, man werde ihm versichern, dass das nicht der Fall war. Sowohl in Europa als auch in Amerika hatten die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit eine ganze Reihe von Gewissheiten erschüttert.

Sir Walters Gesichtsausdruck entspannte sich, und die tiefen Linien um den Mund herum glätteten sich ein wenig. »Wahrscheinlich nicht«, erklärte er mit dem Anflug eines Lächelns. »Aber wie es aussieht, sind ihre englischen Verwandten in keiner Weise mit ihr einverstanden. Soweit ich gehört habe, hat sie das Land in erster Linie wegen grundlegender Unstimmigkeiten verlassen. Familie kann mitunter die Hölle sein.« In seiner Stimme lag Mitgefühl.

Pitt unternahm einen letzten Versuch, sich der Sache zu entziehen. »Familienstreitigkeiten sind Sache der Polizei und gehen den Staatsschutz nichts an, Sir. Wir beschäftigen uns gegenwärtig mit einem Fall von Industriesabotage, der aus dem Ausland gelenkt zu sein scheint und weite Kreise zieht. Die Sache wird immer schlimmer, und da sie anfängt, die Sicherheit des Landes zu gefährden, müssen wir ihr unbedingt Einhalt gebieten.«

Mit gestrengem Blick erklärte Sir Walter: »Nicht die Beziehung zwischen Opfer und Täter entscheidet darüber, wen eine Sache etwas angeht, Pitt, sondern die Auswirkungen auf unser Land. Das wissen Sie ebenso gut wie ich. Sollte Ihnen

das nicht klar sein, wären Sie nicht mehr lange auf Ihrem Posten, das dürfen Sie mir glauben.«

Pitt räusperte sich und fragte ruhig: »Ist bekannt, worum es bei diesen Differenzen mit den Angehörigen der Frau geht, Sir?«

Sir Walter zuckte kaum wahrnehmbar die Achseln. Sofern er die Veränderung in Pitts Ton bemerkt hatte, war er kultiviert genug, es nicht zu zeigen. »Ich denke, um das, worum es bei halsstarrigen Töchtern immer geht«, gab er mit einem angedeuteten Lächeln zurück. »Sie hat sich geweigert, den von ihrer Familie für sie ausgesuchten jungen Mann aus guter Familie zu heiraten, der zwar über glänzende Manieren verfügt, aber ein rechter Langweiler ist.«

Pitt musste daran denken, dass Sir Walter drei Töchter hatte.

»Dann ist sie nach Spanien durchgebrannt und hat dort einen Spanier geheiratet, über dessen Charakter ihre Angehörigen ebenso wenig wissen wie über seine Herkunft. Ich nehme an, dass sie das als äußerst peinlich und geradezu als Schande empfunden haben.«

»Wie lange liegt das zurück?«, fragte Pitt, um ein möglichst ausdrucksloses Gesicht bemüht. Seine Tochter Jemima näherte sich mit ihren sechzehn Jahren rasch dem heiratsfähigen Alter.

»Schon eine ganze Weile«, erwiderte Sir Walter mit trübseliger Miene. »Ich vermute, dass ihre extremen religiösen Überzeugungen erschwerend hinzugekommen sind. Das wäre nicht weiter schlimm, wenn sie die für sich behielte, aber das tut sie unglückseligerweise nicht. Sie hat so eine Art Sekte ins Leben gerufen.«

»Ist sie römisch-katholisch?«, erkundigte sich Pitt.

»Sieht nicht so aus.« Sir Walter hob elegant eine Schulter. »Genau genommen spielt das auch keine Rolle. Sorgen Sie einfach dafür, dass niemand ihr etwas antut, solange sie sich

auf englischem Boden befindet. Je eher sie wieder verschwindet, desto besser, aber lebendig und wohlbehalten, wenn ich bitten darf.«

Pitt nahm Haltung an. »Sehr wohl, Sir.«

»Sophia Delacruz?«, sagte Charlotte mit plötzlich erwachtem Interesse. Sie und Pitt saßen im Salon vor dem Kamin, in dem ein schwaches Feuer brannte. Der Frühlingshimmel war schon fast vollständig dunkel, und es war unangenehm kalt geworden. Die Vorhänge an den Fenstertüren zum Garten waren zugezogen. Jemima und ihr dreizehnjähriger Bruder Daniel hielten sich oben in ihren Zimmern auf. Während sie vermutlich vor sich hin träumte oder ihren Freundinnen Briefe schrieb, hatte er sich schätzungsweise in die neueste Ausgabe von *The Boy's Own Paper* vertieft.

Pitt beugte sich vor und legte ein weiteres Scheit auf das Feuer. Es wärmte weniger als Kohlen, aber ihm gefiel der Geruch des Holzes.

»Hast du etwa schon von ihr gehört?«, erkundigte er sich überrascht.

Charlotte lächelte leicht verlegen. »Ja, ein wenig.«

Ihm fiel ein, dass Sir Walter einen Skandal aus früheren Jahren erwähnt hatte. Charlotte, das wusste er, verabscheute Klatsch und Tratsch, auch wenn solche Indiskretionen für Nachforschungen Gold wert waren. Sie hörte sich derlei zwar an, aber schuldbewusst und immer mit einer leisen Besorgnis. Sie hatte zu viele Menschen kennengelernt, die unter solchem Klatsch leiden müssen.

»Und was hast du gehört?«, fragte er besorgt. »Ich muss das wissen. Möglicherweise droht ihr Gefahr.«

Charlotte erhob keine Einwände, was darauf hinwies, dass auch sie gewisse Interessen verfolgte. Er erkannte Unruhe in ihrem Blick, als sie ihre Näharbeit aus der Hand legte.

»Und du musst sie beschützen?«, erkundigte sie sich.

»Ich habe Brundage damit betraut.«

»Ach, nicht Stoker?«, fragte sie verwundert.

»Stoker ist der Dienstältere«, sagte er in mildem Ton. Ihm lag sehr an einem stillen Abend mit Charlotte, denn das war für ihn der beste Teil des Tages. Auf keinen Fall sollte der kleinste Schatten darauf fallen. »Er hat andere Aufgaben zu erledigen, und davon abgesehen ist Brundage gleichfalls ein guter Mann.«

»Ich habe gehört, dass diese Frau ziemlich radikale Ansichten vertritt«, sagte sie, wobei sie ihn unverwandt ansah.

»Welche zum Beispiel?«

»Ich weiß nichts Genaues«, räumte sie ein, beugte sich leicht vor und schob die Näharbeit beiseite. »Vielleicht gehe ich einmal hin und höre mir an, was sie zu sagen hat. Bestimmt bringt sie mehr Begeisterung auf als unser Gemeindepfarrer.« Charlotte ging fast jeden Sonntag zur Kirche, um die Kinder zu begleiten. Ihrer Ansicht nach gehörte es sich, auf diese Weise die Zugehörigkeit zur Gemeinde zu zeigen. Überdies sah sie darin die beste Gelegenheit, mit Menschen zusammenzutreffen, die sie mehr als nur flüchtig kannte. Pitt indes fand sonntags meist dringende Dienstpflichten, die ihn riefen.

Während er zustimmend nickte, rührte sich in ihm eine deutliche Erinnerung. Seine Mutter war während seiner ganzen Kindheit jeden Sonntag mit ihm zur Dorfkirche am Rande des Landgutes gegangen, auf dem sie als Dienstmagd arbeitete. Er sah die Lichtstrahlen förmlich vor sich, die durch die Buntglasfenster hereinfließen, meinte noch den Geruch wahrzunehmen, der von den Steinen und dem aufgewirbelten Staub ausging, schlurfende Schritte zu hören, das leise Knarzen von Korsettstangen und das Geräusch, das beim Umblättern der Gesangbücher entstand. Nur selten hatte er dem

Pfarrer wirklich zugehört. Einige der Geschichten aus dem Alten Testament hatten ihm gefallen, aber er hatte in ihnen keinen Zusammenhang gesehen, kein nachvollziehbares Verhältnis zwischen Gott und den Menschen. Für ihn ging es bei alledem eher um eine Ansammlung von Fehlern und deren Korrektur, wohlverdienten Katastrophen und heldenhaften Errettungen. Ein großer Teil waren einfach Namenslisten oder wunderbar poetische Prophezeiungen von künftigem Elend.

Hatte er je etwas davon geglaubt? Und selbst wenn das der Fall gewesen sein sollte – war das von Bedeutung? Es ging dabei um Moral, Pflicht und Ehre, aber, offen gestanden, hatten die Abenteuer in *The Boy's Own Magazine*, das er sich auslieh, sein Herz weit mehr angesprochen, all die Heldentaten, denen jeder richtige Junge am liebsten nachgeeifert hätte. Wenn er jetzt sah, wie Daniel solche Geschichten las, musste er lächeln und fühlte sich seinem Sohn nahe. Inzwischen hatte die Zeitschrift ihren Namen geändert, die Geschichten darin hatten einen anderen Hintergrund, aber der Geist dahinter war derselbe geblieben.

Aufgewachsen war Pitt auf dem Lande, und er hatte Wildhüter bei einem Gutsherrn werden wollen, wie sein Vater. Dann hatte man diesen der Wilderei beschuldigt und als einen der Letzten, der auf diese Weise bestraft wurde, nach Australien deportiert. Pitts fester Überzeugung nach war die Verurteilung zu Unrecht erfolgt, doch war es ihm weder damals noch später möglich gewesen, die Schuldlosigkeit seines Vaters zu beweisen.

Der Gutsherr, Sir Arthur Desmond, hatte Pitts Mutter aus Mitleid gestattet, auf dem Gut zu bleiben. Er hatte Pitt sogar zusammen mit seinem Sohn unterrichten lassen – wohl nicht nur aus Mildtätigkeit oder Nächstenliebe, sondern auch, um seinen trägen Sohn zu mehr Fleiß anzuspornen. Sicher hätte

es diesen in seinem Stolz verletzt, vom Kind eines bloßen Dienstboten überflügelt zu werden. Pitt war so klug gewesen, das auch nicht zu tun, jedenfalls nicht oft.

Er war mit dem glühenden Wunsch herangewachsen, für die Sache der Gerechtigkeit einzutreten, und so war er Polizeibeamter geworden und bis zum Leiter der Wache in der Londoner Bow Street aufgestiegen. Als er einen Fall gelöst hatte, in den hohe Politiker verwickelt waren, hatte man ihn ohne Umstände aus dem Dienst entfernt. Um ihn vor der Rache der Mächtigen zu schützen, aber auch, damit er eine Möglichkeit bekam, für sich und seine Familie den Lebensunterhalt zu verdienen, hatte man ihn nach einer Weile dem Staatsschutz zugewiesen. Dort konnte er seine überragenden kriminalistischen Fähigkeiten nutzen.

Schon bald sah er sich durch einen Fall mit einem ähnlich dramatischen Hintergrund an die Spitze der Abteilung gestellt, und mit einem Mal gehörte der Sohn des mit Schimpf und Schande davongejagten Wildhüters den besseren Kreisen an. Auch wenn er von Natur aus das Wesen eines Gentleman hatte, war seine jetzige Position alles andere als sicher. Es hätte ihn nicht gewundert, wenn sich Sir Walter dessen voll und ganz bewusst gewesen wäre.

Wieso waren diese alten Erinnerungen an die Kirche in ihm noch so lebendig? Lag es am Zusammensein mit der Mutter, die dort inneren Frieden gefunden hatte, als sei sie endlich in Sicherheit, könne sich geliebt und ohne Furcht fühlen? Damals war er überzeugt gewesen, dass sie fest in ihrem schlichten Glauben ruhte. Auch wenn er sich für sie freute, weil ihr das einige ihrer Ängste nahm, was er nicht vermochte, vielleicht sogar ihre Einsamkeit ein wenig linderte, empfand er nicht den Wunsch, es ihr gleichzutun. Es war ein Thema, über das beide ganz bewusst nie miteinander gesprochen hatten.

Jetzt fragte er sich, ob die Dinge für sie auch nur annähernd so einfach gewesen waren, wie er damals angenommen hatte. Hatte sie ihn das denken lassen, damit es die Bürde erleichterte, die auf seinen Schultern ruhte, damit er einfach Kind sein konnte? Sie hatte ihm das ermöglicht, wie so vieles andere, was ihm damals nicht zu Bewusstsein gekommen war. Sie war gestorben, ohne ihm je etwas von ihrer Krankheit zu sagen. Sie hatte ihn fortgeschickt, damit er nichts davon mitbekam, nicht mit ihr zu leiden brauchte. Wie hatte er nur so blind sein können, nichts davon zu merken?

Woran glaubte er? An hundert Dinge, die mit Moral, Ehre und Güte zu tun hatten – aber an Gott?

Charlotte sah aufmerksam zu ihm und wartete. Ob ihr bewusst war, welche Gedanken ihm durch den Kopf gingen?

Schließlich brach er das Schweigen. »Du willst hingehen und sie dir anhören?«

»Ja«, sagte sie, ohne zu zögern. »Sie soll unerhörte und geradezu blasphemische Gedanken verbreiten. Ich wüsste gern, was es damit auf sich hat.«

Ihm ging auf, wie wenig sie bisher über ihrer beider Haltung zur Religion gesprochen hatten. Dabei wusste er so gut wie alles über Charlotte: was ihr naheging, was sie aufbrachte, worüber sie lachte oder weinte, wen sie gut leiden konnte, wie sie über diese Menschen dachte – und sogar über sich selbst. Häufig konnte er ihr die Gedanken vom Gesicht ablesen. Umgekehrt verhielt es sich ähnlich: wenn ein unvermitteltes Schweigen eintrat, einem Menschen ohne erkennbaren Grund Gutes getan, ein alter Groll aufgegeben wurde, an dem andere womöglich festgehalten hätten, begriff er, dass sie die Situation genauso verstanden hatte wie er.

»Würden dir lästerliche Äußerungen nahegehen?«, fragte er.

Sie sah ihn überrascht an – wegen seiner Frage, dachte er zuerst. Dann aber merkte er, dass sich ihre Überraschung auf sie selbst bezog.

»Ehrlich gesagt, weiß ich das nicht«, gestand sie. »Vielleicht möchte ich tatsächlich deshalb hingehen. Andererseits bin ich nicht einmal sicher, dass ich weiß, was lästerlich ist. Fluchen oder ein Heiligtum entweihen, nehme ich an. Doch was könnte ein lästerlicher Gedanke sein?«

»Die von Darwin in *Über die Entstehung der Arten* vertretene Vorstellung, dass wir uns aus einer niedrigeren Lebensstufe entwickelt haben, statt aus etwas Höherem hervorgegangen zu sein«, gab er zurück. »Sie erschüttert unser Selbstbild in den Grundfesten.« Er lächelte trübselig. »Wie es aussieht, ist es weit erhabener, durch eine nicht wiedergutzumachende Sünde über eine endlose Kette von Adam abzustammen als einfach von einer Frau, ganz gleich, wie hoch oder tief sie stehen mag.«

Sie übergang diese Äußerung. Er hatte es nicht anders erwartet.

»Falls sie darauf hinaus will«, sagte sie knapp, »ist sie ziemlich spät dran. Gegen diese Vorstellung gehen wir doch bereits seit dreißig Jahren vor! Das Thema interessiert inzwischen schon niemanden mehr.«

»Du gehst also nicht hin?« Er versuchte, ein ernstes Gesicht zu machen.

»Natürlich gehe ich!«, gab sie sofort zurück. Dann begriff sie, dass er sie aufzog, und lächelte ein wenig verlegen. »Ich habe noch nie eine Gotteslästerin gesehen. Meinst du, dass es einen Tumult geben wird?«

Er tat ihr nicht den Gefallen, darauf zu antworten.

Pitt verließ das Haus früh, um mit Brundage zu sprechen und dessen Meinung über Sophia Delacruz und, was möglicher-

weise noch wichtiger war, über deren Anhänger zu hören. Außerdem wollte er sich vergewissern, ob hinreichend dafür gesorgt war zu verhindern, dass Proteste in Gewalttaten ausarteten. Sicherlich hatte sich Brundage bereits eine Meinung über die Frau gebildet und in Erfahrung gebracht, was es im Lande noch an Angehörigen gab, mit denen sie sich aussöhnen wollte. Eigentlich erwartete er, dass Brundage auch zumindest eine Vorstellung davon hatte, was letztlich der Auslöser des Familienstreits gewesen war.

Es war ein typischer Apriltag, Sonnenschein und Regenschauer lösten einander in rascher Folge ab. Blass schimmerte das frische Grün der Bäume, und dicht an dicht wuchsen gelbe Narzissen aus dem Gras in der Mitte des Platzes, an dem der Saalbau stand. Pitt freute sich einen Augenblick an ihrem Anblick, dann stieg er die breiten Stufen empor und betrat durch die Doppeltür den Saal, in dem die Versammlung stattfinden sollte. Er sah, dass bereits einige Beamte der örtlichen Polizei dort waren, obwohl die Veranstaltung erst in einer Stunde beginnen sollte. Auf seine Frage nach Brundage hin schickte man ihn zu einer der Garderoben hinter der Bühne. Die ganze Ausstattung der Garderobe bestand aus einem Tischchen mit einem Spiegel darüber, zwei Stühlen und einigen Haken an der Wand.

Brundage war ein junger Mann, fast so groß wie Pitt, aber breitschultriger. Mechanisch strich er sich eine Strähne seines braunen Haars aus der Stirn, während er sich erhob. Vor ihm lagen einige bedruckte Blätter, auf denen die Versammlung angekündigt wurde. Sein Gesicht wirkte ausdruckslos, war aber nicht derb.

»Sir«, begrüßte er Pitt.

»'n Abend, Brundage«, erwiderte dieser und ließ seinen Blick durch den Raum gleiten, von den Fenstern bis zu der ihnen gegenüberliegenden Tür. »Was haben Sie herausbekommen?«

Mit leichtem Augenrollen gab Brundage zurück: »Ich wünschte, ich könnte sagen, dass es war, was ich erwartet hatte, Sir. Der Saal ist sicher, und die örtliche Polizei hat sich auf eine große Menschenmenge eingerichtet. Wahrscheinlich sind die Leute eher neugierig als auf Krawall aus, aber es genügen ja wenige, um die Sache aus dem Ruder laufen zu lassen.«

»Und was hatten Sie erwartet?«, fragte Pitt mit leicht skeptischer Stimme.

Brundage zuckte die Achseln. »Würde, klares Denken, Menschen, die ich nicht als harmlose Irre abtun kann«, gab er mit leiser Selbstironie zurück. »Ich hatte angenommen, die Anhängerschaft dieser Prophetin würde sich aus den üblichen Idealisten, Mitläufern und unselbstständigen Menschen zusammensetzen. Und natürlich aus solchen, die sie ausbooten wollen, um ihre Stelle einnehmen zu können. In Bezug darauf habe ich mich übrigens auch nicht getäuscht. Aber die Leute sind von größerer Leidenschaft durchdrungen, als ich erwartet hatte.«

»Stellen sie eine Bedrohung für die Frau dar?«

»Ich hoffe, nicht.« Brundage sah Pitt offen an. »Aber ausschließen kann man es nicht.«

»Wer sind die Leute? Namen, alles, was Sie über sie gehört haben oder vermuten. Kennen wir welche von ihnen?«

»Sie sind einer wie der andere ständig um die Frau herum. Am wichtigsten, auf jeden Fall seiner eigenen Einschätzung nach, ist ein gewisser Melville Smith«, begann Brundage. »Er ist der einzige Engländer. Knapp über fünfzig, äußerst ehrgeizig, was er aber nicht offen zeigt. Vermutlich ist er eher den Vorstellungen treu ergeben, die diese Leute vertreten, als der Frau. Ramón Aguilar hingegen, schätzungsweise rund fünfzehn Jahre jünger als er, ist ihr treu ergeben. Spanier, umgänglich, freundlich.« Brundage lächelte. »Summt vor sich hin,

während er auf und ab geht. Die drei Frauen, die sie mitgebracht hat, sind unauffällig und schwer einzuschätzen. Cleo Robles ist klein und hübsch, um die fünfundzwanzig. Englische Mutter, spanischer Vater. Es kommt mir ganz so vor, als gäbe es bei ihr eine Tragödie im Hintergrund ...« Er sagte das, als käme noch etwas, ohne dass er recht gewusst hätte, was er noch sagen sollte.

Pitt hatte den Eindruck, dass sie Brundage gefallen hatte.

»Elfrida Fonseca ist still und unübersehbar auf der Hut«, fuhr Brundage fort. »Kompakter als Cleo, aber auf eine angenehme Weise. Fraulich, Sie verstehen? Sie hat eine wunderbar makellose Haut.«

Pitt nickte. »Wissen Sie etwas über sie?«

»Sie wirkt herzlich und in sich gekehrt«, sagte Brundage mit einem leichten Kopfschütteln. »Ich bekomme nichts aus ihr heraus. Aber sie kaut an ihren Fingernägeln. Irgendetwas beunruhigt sie wohl.«

»Weiter.«

»Henrietta Navarro ist älter als die beiden. Ich vermute, dass sie in irgendeinem religiösen Orden war, bevor sie sich Sophia angeschlossen hat. Sie ist nicht bereit, darüber zu sprechen, und wenn ich in sie dringen würde, gäbe es nur Ärger. Ich habe es versucht, und Sophia hat mir klipp und klar gesagt, dass ich das Thema fallen lassen soll.«

In der Stimme des Mannes lag ein nahezu ehrfürchtiger Ton, den Pitt in den eineinhalb Jahren, in denen er mit Brundage zusammenarbeitete, von ihm noch nicht gehört hatte.

»Und Sophia selbst?«, fragte er.

Brundage zögerte.

Pitt wartete. Aufrichtigkeit war wichtiger als Schnelligkeit. Es würde noch mindestens eine halbe Stunde vergehen, bis die ersten Besucher kamen. Über diese Frau musste er am drin-

gendsten etwas erfahren. Die ganze Sache drehte sich um sie, ihre Person und um das, woran sie glaubte.

»Ich weiß nicht recht«, sagte Brundage schließlich. »Über die anderen kann ich etwas sagen. Sie unterscheiden sich nicht sonderlich von Menschen, die ich früher kennengelernt habe.« Er sah Pitt ernst an. »Sie hingegen sehr wohl. Weder könnte ich sagen, ob ihr wirklich Gefahr droht, noch, ob ihr das bewusst ist und sie womöglich annimmt, dass ein Engel vom Himmel kommen und sie beschützen wird, sodass die Gefahr keine Rolle spielt.«

Pitt sah ihn scharf an. »Können Sie mir etwas Nützliches über sie mitteilen?«, fragte er, um einen verbindlichen Ton bemüht. Vermutlich legte Brundage auf diesen Auftrag ebenso wenig Wert wie er selbst. Der Staatsschutz hatte Wichtigeres zu tun. In erster Linie ging es dabei um die Industriesabotage, die im Laufe der Zeit immer beunruhigendere Ausmaße annahm.

Brundage trat von einem Fuß auf den anderen. »Ramón Aguilar ist loyal. Sofern Sophia aus den eigenen Reihen eine Gefahr droht, geht diese von Melville Smith und wahrscheinlich einer der anderen Frauen aus – ich könnte aber nicht sagen, von welcher.«

Aus den Gängen hörte man die Geräusche von Schritten, Menschen, die leise miteinander sprachen.

»Wie steht es um die Beziehungen zwischen ihren Anhängern?«, fasste Pitt nach.

Brundage schürzte die Lippen. »Die beiden Männer können einander nicht ausstehen. Sie denken vermutlich, dass man das nicht merkt, dabei lässt es sich mit Händen greifen. Die beiden älteren Frauen halten Abstand, verkehren aber höflich miteinander. Henrietta Navarro scheint eine ähnliche Haltung wie Smith zu vertreten. Außerdem gibt es in Angel Court, wo sie sich alle aufhalten, eine Art Dienstmagd und

Putzfrau. Sie scheint aber erst kürzlich zu ihnen gestoßen zu sein und redet mit keiner und keinem der anderen.« Ein Ausdruck von Verwirrung trat auf seine Züge. Genau wie Pitt war er überzeugt, dass hinter dem Ganzen lediglich Positionskämpfe zwischen Sophias Anhängern oder einige hasserfüllte Briefe von Rivalen steckten. Auf keinen Fall war er bereit, die Sache ernst zu nehmen.

»Dann will ich einmal sehen, ob Sophia Delacruz bereit ist, mit mir zu sprechen«, sagte Pitt. »Vermutlich steckt sie mitten in den Vorbereitungen für ihre Predigt oder wie auch immer man ihren Vortrag nennen kann. Um ihrer eigenen Sicherheit willen muss ich den Versuch unternehmen.«

Brundage wirkte erleichtert. Er straffte sich und verließ wortlos die Garderobe.

Keine fünf Minuten später öffnete sich die Tür erneut. Pitt fuhr herum, in der Annahme, Brundage sei zurückgekommen, um ihm mitzuteilen, Sophia Delacruz könne ihn nicht empfangen, weil sie bete, ihren Text noch einmal durchzugehen oder was auch immer sie tun mochte, um sich auf ihren Auftritt vorzubereiten. Statt seiner aber sah er eine überdurchschnittlich große, schlanke Frau mit einem so auffallenden Gesicht, wie er noch nie eines gesehen hatte. Ihr dunkles Haar war straff zurückgekämmt. Auf den ersten Blick hätte er sie nicht als schön bezeichnet. Dafür wirkte ihr Gesicht zu grimmig, lagen ihre schieferblauen Augen zu tief in ihren Höhlen. Doch als sie auf ihn zutrat, erkannte er, dass sie auf eine wilde und zugleich sensible Weise schön war. Sie strahlte eine leidenschaftliche Klugheit aus, und in ihrem Blick lag etwas, was ohne Weiteres Belustigung sein konnte.

»Ich bin Sophia Delacruz«, sagte sie ruhig, »und Sie sind wohl Commander Pitt vom Staatsschutz.«

Pitt neigte den Kopf. »Ja, Ma'am. Ich hoffe, dass es uns gelingt, Unannehmlichkeiten für Ihre Person zu vermeiden.«

Zu seiner Überraschung brach sie in ein spontanes perlendes Lachen aus. »Das bezweifle ich sehr. Das würde ja bedeuten, dass man mich für so fade hält, dass niemand einen Anlass sieht, Einwände zu erheben. In dem Fall hätte ich gar nicht zu kommen brauchen.«

Pitt war verwirrt. So hatte er sich eine Frau nicht vorgestellt, die ihr Leben der Religion geweiht hatte und in den Augen mancher sogar als Heilige galt. Er begriff, dass er sich eine Gelassenheit, eine Reinheit vorgestellt hatte, die nicht von dieser Welt war – und mit der Wirklichkeit nichts zu tun hatte.

»Sind Sie in der Absicht gekommen, die Menschen zu beunruhigen?«, fragte er, bemüht, sich seine Überraschung und auch eine gewisse Gereiztheit nicht anmerken zu lassen. Vielleicht war sie tatsächlich die Unruhestifterin, als die man sie hinstellte? Vielleicht genoss sie es, im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stehen, die Menschen zu schockieren, wenn nicht gar ein wenig zu ängstigen. Daran konnte er nichts Heiliges finden, eher das genaue Gegenteil. Es war niederträchtig, nichtswürdig.

Mit stolz erhobenem Haupt schritt sie überaus anmutig durch den Raum. Das Licht der Deckenleuchte hob ihre Wangenknochen sowie die Linien um Augen und Mund hervor. Dann stand sie wieder im Schatten.

»Was sollte ich Ihrer Ansicht nach sagen?«, fragte sie. »Etwa, dass man nichts zu unternehmen braucht, sich keine Sorgen machen muss? Dass alle vollkommen sind und einfach so weitermachen können wie bisher? Dass Gott sie liebt, für alles sorgt, was sie brauchen, und sie daher die Hände in den Schoß legen können?« Mit einem kaum wahrnehmbarem Achselzucken fuhr sie fort: »Die Selbstgefälligen sind nicht darauf angewiesen, dass ich ihnen das sage. Die Sündenfreien wie auch alle, denen bewusst ist, dass nichts von dem

auf sie selbst zutrifft, würden leer ausgehen und sich fragen, warum ich überhaupt gekommen bin. Hatten Sie das von mir erwartet, Commander? Warum sollte mich dann jemand bedrohen? Wenn ich solche Dinge sagte, würde meine Schuld darin bestehen, dass ich gelogen und die Leute gelangweilt hätte – aber dafür wird niemand umgebracht, solange die Lügen den Menschen nur angenehm genug sind.«

Pitt holte tief Luft und dachte an Sir Walters Worte. Ganz gleich, wie viel Geduld und Takt er aufbringen musste, er hatte dafür zu sorgen, dass dieser Frau kein Haar gekrümmt wurde, solange sie sich auf englischem Boden befand. Ein solcher Angriff wäre mehr als peinlich, denn er könnte unter Umständen einen internationalen Zwischenfall auslösen, aus dem ohne Weiteres ein Krieg werden könnte.

»Und was sagen Sie Ihrem Publikum?«, fragte er, so sanftmütig er konnte. »Was stachelt den einen oder anderen dazu an, Sie umbringen zu wollen? Oder habe ich die Drohung falsch verstanden?«

»Durchaus nicht. Soweit ich weiß, hat man schon mehrfach damit gedroht, mich zu ermorden. Es hat wohl auch andere solche Fälle gegeben, in denen mich Ramón beschützt hat.«

»Nicht Melville Smith?«, fragte er.

Wieder trat kein warmes, sondern ein belustigtes Lächeln in ihre Augen. »Nein. Von den Drohungen, die mir zur Kenntnis gelangt sind, habe ich durch ihn erfahren. Er beschützt nicht mich, sondern unseren gemeinsamen Glauben.« Ihrer Stimme war nicht anzuhören, was sie empfand – sie überließ es Pitt, seine eigenen Schlüsse zu ziehen.

»Vertrauen Sie ihm?«, fragte er.

Diesmal war es an ihr, überrascht zu sein. Das ließ sich flüchtig in ihren Augen erkennen. »Sie sind sehr direkt«, gab sie zurück.

Jetzt war die Belustigung auf seiner Seite. »Ist Ihnen das unangenehm? Ich habe weder die nötige Zeit noch den Wunsch, taktvoller vorzugehen. Vertrauen Sie Mr. Smith?«

»Ich vertraue ihm insofern, als er sicherlich tut, was seinem Verständnis nach dem Glauben dient.« Bei diesen Worten sah sie Pitt offen an. »Ich halte es nicht für selbstverständlich, dass sich das immer mit dem deckt, was ich für richtig halte. Aber bevor Sie auch diese Frage stellen – nein, ich glaube nicht, dass mir Melville etwas antun würde.«

»Ist es sein Wunsch, dass Sie Unruhe stiften?«, fasste Pitt nach. »Nützt das dem Glauben, oder schadet es ihm?«

Ein Ausdruck von Anerkennung trat auf ihre Züge. Ihre Empfindungen wechselten so rasch wie die Lichtreflexe und Schatten auf einer Wasserfläche. »Eine glänzende Frage, Commander. Ich bin nicht sicher, dass ich eine einfache Antwort darauf habe.«

»Hören Sie auf das, was er Ihnen rät?«

»Selbstverständlich. Aber ich richte mich nicht immer danach.«

Er konnte sich die Auseinandersetzungen der beiden gut vorstellen. Vermutlich trat Melville Smith dabei überheblich und hartnäckig auf, vielleicht besorgt um sie, aber auf jeden Fall hochfahrend. Sie ihrerseits dürfte ihm voll Selbstsicherheit und mit aller Schärfe entgentreten. Bestimmt hörte sie ihm nur aus Höflichkeit zu und tat dann, was sie für richtig hielt.

»Welcher Art sind Ihre Aussagen, die Menschen zur Gewalttätigkeit treiben?« Er stellte ihr diese Frage, weil er einen Hinweis brauchte, der es ihm ermöglichte, einen bevorstehenden Angriff rechtzeitig zu erkennen, auch wenn er die Wahrscheinlichkeit dafür nach wie vor als äußerst gering einschätzte. Außerdem hätte er gern gewusst, woran diese ungewöhnliche Frau so unverbrüchlich glaubte, dass sie das

auch Fremden mitteilen musste, selbst auf die Gefahr hin, dabei umzukommen. War sie hysterisch, verblendet? Damit wäre sie nicht die Erste. In der Geschichte wimmelte es von Frauen, die Visionen hatten und fest überzeugt waren, dass Gott durch diese zu ihnen sprach. Johanna von Orléans hatte man auf dem Scheiterhaufen verbrannt, weil sie nicht bereit gewesen war, ihre »Engel« zu verleugnen.

Doch die Frau, die ihm in ihrem schlichten dunkelblauen Kleid gegenüberstand, schien ihm in keiner Weise überreizt zu sein – eher hatte sie einen noch kühleren Kopf als er selbst.

Sie lächelte, und zum ersten Mal erkannte er in ihrem Blick eine gewisse Unsicherheit, die aber gleich wieder verschwand. Ganz offensichtlich zweifelte sie nicht an sich selbst, sondern eher an ihm.

»Ich sage meinen Zuhörern, dass sie wie alle Menschen auf der Erde Gottes Kinder sind«, erklärte sie mit ruhiger Stimme und sah ihn dabei an.

»Warum sollte sie das aufbringen?« Noch während er das sagte, überlegte er, ob das eine törichte Frage war oder ob sie damit gerechnet hatte, dass er sie stellte.

»Weil man von Kindern erwartet, dass sie erwachsen werden«, gab sie unerschüttert zurück. »Sofern wir Gottes Kinder sind und nicht einfach Geschöpfe aus seiner Hand, können wir letztlich genauso werden wie ER, mit der Macht, ganze Welten zu erschaffen. Zwar nicht in diesem Leben – aber unser Erdendasein ist die rechte Zeit, uns für diesen Weg zu entscheiden. Erwachsenwerden kann wehtun. Man muss für Fehler einstehen, die man gemacht hat, manches lernen, was einem nicht gefällt, falsche Einstellungen korrigieren. Fragen Sie jedes beliebige Kind eines bedeutenden Mannes, ob es ihm leichtfällt, wie sein Vater zu werden.«

Sie lächelte fast ein wenig selbstironisch. »Doch am meisten macht einer großen Zahl die ›Lästerung‹ zu schaffen, die sich, so wie sie es sehen, folgerichtig daraus ergibt. Wenn wir eines Tages wie Gott werden können, heißt der logische Rückschluss, dass er in der unendlichen Vergangenheit unter Umständen einmal so war, wie wir jetzt sind. Dieser Gedanke ist ihnen unerträglich. Dabei ist genau das der Grund dafür, dass er uns in jeder Hinsicht versteht, alle unsere Ängste und Fehler, jedes unserer Bedürfnisse. Und noch mehr quält womöglich manche eine andere Vorstellung: Er weiß, dass wir das zu erreichen vermögen, wenn wir bereit sind, mit aller Kraft beharrlich, demütig und mutig darauf hinzuarbeiten und nie aufzugeben.

Die meisten würden sich gern mit deutlich weniger zufriedengeben, was sich unendlich viel leichter und sicherer erreichen lässt. Das entspricht dem Plan des Teufels. Er möchte uns verkümmert sehen, auf alle Zeiten kümmerlicher, als wir sein könnten.«

»Wollen Sie damit sagen, dass Gott und der Mensch ein und dasselbe sind?«, fragte Pitt ungläubig.

»Ja, aber nur so, wie Raupe und Schmetterling ein und dasselbe sind«, gab sie zur Antwort. »Es gibt für uns keine naturgegebene Gewissheit, wir müssen uns alles durch Wachstum von Herz und Seele erwerben. Das aber ängstigt viele. Das ändert alle Regeln, die wir zu kennen glaubten. Das Wichtigste ist die Fähigkeit, von ganzem Herzen zu lieben. Gehorsam genügt nicht, er ist nur ein Anfang. Er ist so gut wie nichts, verglichen mit der Fähigkeit zu verstehen, zu erkennen, zu begreifen.«

»Fürchten Sie sich?«, fragte Pitt nach längerem Zögern.

Sie wusste genau, worauf er hinauswollte, und gab mit ruhiger Stimme zurück: »Ja. Nur eins wäre schlimmer, nämlich zu bestreiten, wovon ich weiß, dass es wahr ist. Dann bliebe mir gar nichts.«

»Wir werden uns bemühen, dafür zu sorgen, dass Ihnen nichts geschieht«, versprach er und verabschiedete sich, überzeugt, dass es keinen Grund zur Besorgnis gab. Ihre Gedanken mochten Anstoß erregen, vor allem bei Menschen, die sie ernst nahmen, aber nicht mehr als die von Aktivisten, die für Wirtschaftsreformen, höhere Löhne oder gar für das Frauenwahlrecht eintraten. Die Angst vor politischer Anarchie war viel zu groß, als dass sich jemand durch etwas, was man als Gotteslästerung ansehen konnte, zu Gewalttaten veranlasst fühlen könnte.

Die Veranstaltung war besser besucht, als Pitt angenommen hatte. Es hatte sich herumgesprochen, dass Sophia Delacruz umstritten war. Viele der Anwesenden, weit überwiegend Frauen, denen die Neugier ins Gesicht geschrieben stand, unterhielten sich angespannt im Flüsterton miteinander.

Pitt besprach sich mit Brundage und den Beamten der örtlichen Polizei, ging von Tür zu Tür und ließ das Publikum nicht aus den Augen. Er wollte rechtzeitig sehen, ob jemand übermäßig reizbar wirkte, verstohlen etwas plante oder sonstwie auffällig war.

Sergeant Drury, ein breitschultriger, zu Körperfülle neigender Polizeibeamter, ärgerte sich unübersehbar darüber, dass man ihn wegen einer seiner Meinungen nach nicht ernst zu nehmenden Veranstaltung von seinen üblichen Pflichten abgezogen hatte. Mit finsterner Miene musterte er am Haupteingang die Hereinkommenden. Eine hagere Frau in Schwarz sah ihn abschätzig an, ohne etwas zu sagen.

»Die ist bestimmt gekommen, um sich zu beschweren«, wandte er sich an Pitt, der neben ihm stand, »aber ich kann mir nicht vorstellen, dass die gefährlich ist – Sie etwa? Was zum Teufel glauben die Leute wohl, was hier passiert, Sir? Von denen schmeißt doch keiner 'ne Bombe auf die Spanierin!

Nach allem, was man über sie gehört hat, müssten die Anarchisten doch auf ihrer Seite stehen!«

Eine üppige Frau trat ein, sodass Pitt ihm nicht antworten konnte. Sie sah zu Drury und nickte ihm zu, als wolle sie sagen: »So ist es recht«.

»Ma'am«, sagte dieser, gleichsam zur Bestätigung dessen, dass auch er sich in einer ungewohnten Situation befand und gern etwas Handfestes hätte, was er missbilligen konnte.

Pitt nickte ihm zu und ging weiter. Während er prüfende Blicke auf die anderen Eingänge und die immer mehr anwachsende Menschenmenge warf, entdeckte er Charlotte. Sie fiel ihm wegen der vertrauten Kopfhaltung und der einzigartigen Anmut auf, mit der sie sich an die junge Dame an ihrer Seite wandte. Er lächelte vor sich hin, bis er mit einem Schlag begriff, dass die »junge Dame« niemand anders war als seine Tochter Jemima. Sie sah hinreißend aus. Sie hatte ihr langes, kastanienbraunes Haar hochgesteckt und trug einen von Charlottes schlichteren Hüten. Da kannte er sie vom ersten Tag ihres Lebens an, und mit einem Mal wirkte sie fast wie eine Fremde. Er sah noch eine Weile hin, doch dann riss ihn einer seiner Männer aus der Versunkenheit und berichtete von einem hässlichen Wortwechsel, dessen Zeuge er geworden war. Mit einem Mal überlief Pitt eine Vorahnung wie ein kalter Schauer. In den Briefen war nicht von verbalen Auseinandersetzungen, hässlichen oder peinlichen Szenen die Rede gewesen, sie hatten Sophia Delacruz ganz offen mit dem Tod gedroht. Er musste dafür sorgen, dass es nicht dazu kam, nicht nur um ihretwillen, sondern im Interesse aller Anwesenden.

Eine Viertelstunde später hatte sich der Saal gefüllt. Von seinem Platz in der Nähe der Bühne sah Pitt, dass nicht einmal ein Dutzend der schätzungsweise fünfhundert Plätze frei geblieben waren. Einige wandten die Köpfe um, um Bekann-

ten zuzunicken, aber die erwartungsvolle Atmosphäre sorgte dafür, dass sich die Menschen nur leise unterhielten. Alle Gespräche verstummten, als Melville Smith die Stufen zur Bühne erstieg und den Anwesenden gegenübertrat. Er war von durchschnittlicher Größe und hatte, wie Pitt jetzt sehen konnte, eine Hühnerbrust. Mit seiner klangvollen Stimme erreichte er, dass ihm alle aufmerksam zuhörten, kaum dass er angefangen hatte zu sprechen. Er stellte sich vor und begrüßte die Anwesenden, als gäbe er eine Gesellschaft bei sich zu Hause und Sophia Delacruz sei der Ehrengast. Als er geendet hatte, trat er beiseite, und Sophia kam auf die Bühne. Sofern sie Angst hatte, ließ sie sich das in keiner Weise anmerken. Sie stand aufrecht mit hoch erhobenem Kopf da, und ein leichtes Lächeln lag auf ihrem außergewöhnlichen Gesicht. Am liebsten hätte Pitt ihr zugesehen und zugehört, wie sie dem Publikum die unorthodoxen Gedanken vortrug, die sie ihm gegenüber geäußert hatte. Doch es war seine Aufgabe, Ausschau nach den angedrohten Gefahren zu halten, auch wenn er in keiner Weise glaubte, dass jemand Ernst machen würde. Aufgabe der uniformierten Beamten war es, offensichtliche Störenfriede fernzuhalten und einzuschreiten, sobald sich jemand ungebührlich verhielt. Pitt hingegen hatte zu verhindern, dass jemand einen Anschlag auf die Rednerin verübte. Er ließ aufmerksam den Blick über die Versammlung gleiten und versuchte zu erkennen, welche Wirkung die Worte der Rednerin auf die Menschen hatten.

Ihre Rede lief ab, wie sie es ihm angekündigt hatte: Sie begann ganz zahm mit den vertrauten Bildern von Gott als dem Vater aller Menschen.

In der zweiten Reihe gähnte ein junger Mann auf unhöfliche Weise ganz unverhohlen. Ein Blick auf Sophia zeigte Pitt, dass sie das mitbekommen hatte. Offenkundig hatte sich der junge Mann bewusst einen Platz ausgesucht, auf dem sein

flegelhaftes Benehmen von der Bühne aus gut zu sehen war. Möglicherweise sollte das der Auftakt zu einem demonstrativen Verhalten sein, das in Gewalttätigkeit umschlagen konnte.

Jetzt kam Sophia auf die Erschaffung der Welt und den Platz zu sprechen, den der Mensch darin einnahm. In ihrer Stimme, die bis in die letzten Reihen des großen Saales trug, lag Begeisterung.

Der junge Mann sah sie jetzt aufmerksam an. Er spielte den Gelingweilten, doch seine Nackenmuskeln waren so angespannt, dass sie deutlich hervortraten. Vielleicht war er gar nicht gekommen, um sie lächerlich zu machen, sondern hatte mit dem Gähnen lediglich seine Enttäuschung kaschiert.

Während Sophia von der Erde und allem sprach, was darauf lebte, trat sie nah an die Rampe. Ihre Ehrfurcht vor der Schönheit der Schöpfung ließ sich von ihrem Gesicht ablesen.

»Was ist mit Darwin?«, rief ein Mann mit einem struppigen roten Bart so laut, dass sich seine Stimme fast hysterisch überschlug.

»Ich bin ganz seiner Meinung«, gab sie ohne das geringste Zögern zurück. »Alles, was lebt, ändert und entwickelt sich ständig. Es ist ohne Weiteres möglich, dass wir uns immer mehr steigern, klüger, mutiger, aufrichtiger werden und bis in alle Ewigkeit lernen.«

»Aber was ist mit Darwins Behauptung, dass wir kaum mehr als eine Art Affen sind?« Der Mann war inzwischen aufgestanden, hatte die Fäuste geballt. Ein Ausdruck unverhüllter Wut lag auf seinem Gesicht.

Sophia lächelte. »Was ich gesagt habe, gilt auch für Darwin. Niemandem ist eine Weiterentwicklung unmöglich.«

Es war Pitt klar, dass das scherzhaft gemeint war, doch hatte sie damit einen Teil der Zuhörerschaft falsch eingeschätzt. Ganz links lachte jemand, aber der Rotbart tobte. »Wagen Sie ja nicht, uns zu verhöhnen!«, brüllte er noch lauter als zuvor.

»Das ist Lästerung! Niemand darf den Namen des Herrn missbrauchen, erst recht nicht ein – ein Weib! Sie kommen aus einem gottlosen Land hierher und machen sich über uns lustig, versuchen Dummköpfen einzureden, sie stünden auf einer Stufe mit Gott. Sie ...«

Der vierschrötige Sergeant Drury traf Anstalten, sich einen Weg durch die Menge zu dem Zwischenrufer zu bahnen.

Sophia gebot ihm Einhalt. »Ich verhöhne niemanden, Sir«, sagte sie ruhig und mit fester Stimme, die noch in der letzten Reihe gehört werden konnte. »Spanien ist nicht gottlos, und als Engländerin, die dort gastliche Aufnahme gefunden hat, schäme ich mich, dass Sie so über Ihre Mitmenschen sprechen, nur weil diese Gott nicht auf die gleiche Weise verehren wie Sie selbst.«

Ein weiterer Mann erhob sich. Er war kahlköpfig und trug einen Anzug, in dem er sich unbehaglich zu fühlen schien. »Die Kränkung Spaniens hat mit Unwissenheit zu tun«, sagte er und machte eine wegwerfende Handbewegung, »aber die Behauptung, dass der Mensch auf einer Stufe mit Gott steht, ist lästerlich. Ich bin nicht bereit, mir das stillschweigend anzuhören, denn damit würde ich mich ebenfalls der Lästerung schuldig machen.« Mit einer Handbewegung, die den ganzen Saal umfasste, fügte er hinzu: »Und das gilt für alle hier Anwesenden.«

Eine leichte Röte überzog Sophias Wangen, doch ihre Stimme blieb ruhig, auch wenn ein leichtes Zittern darin lag.

»Ich habe nicht gesagt, dass der Mensch jetzt so wie Gott ist, Sir, sondern lediglich, dass er demselben Pfad auf dem Weg zum Licht folgen und ihm damit gleich werden kann. Hat uns nicht Christus geboten, nach der Vollkommenheit zu streben, die ER besaß?«

»Das hat er bestimmt nicht so gemeint, wie Sie das sagen!«, stieß der Mann ungläubig hervor.

Ein Mann mit mächtigem Brustkasten stieß ein lautes Lachen aus. »Und woher zum Teufel wollen Sie wissen, was er gemeint hat?«, fragte er. Dann wies er auf die Rednerin. »Ich für meine Person bin überzeugt, dass sie total übergeschnappt ist, doch was sie sagt, hat nicht weniger Sinn und Verstand, als was Sie sagen – dafür sieht sie aber einen ganzen Streifen besser aus!«

Jetzt lachte der ganze Saal. Empört erhoben sich drei Damen in mittleren Jahren und verließen hoch erhobenen Hauptes demonstrativ den Saal.

Es gelang Sophia, wieder Herrin der Lage zu werden, und sie nahm den Faden an der Stelle wieder auf, an der man sie unterbrochen hatte. Während sie fortfuhr zu erläutern, dass der Mensch in der Lage sei, alles Edle anzustreben, wies sie darauf hin, welch hohes Maß an Glauben und Bemühung dazu nötig war: man müsse sich quälen und die Selbstsucht, die Unwissenheit und den Drang überwinden, sich zu rechtfertigen und Werturteile über seine Mitmenschen zu fällen.

Es kam zu weiteren unangenehmen Zwischenrufen, die sich aber mühelos mit einem gewissen Humor im Zaum halten ließen, und so ging die Veranstaltung um Viertel vor zehn zu Ende.

Pitt merkte erstaunt, wie müde er war. Sein Kopf und Rücken schmerzten von der Anspannung, mit der er jeden Augenblick auf einen Ausbruch von Gewalt gefasst gewesen war. Er sah, wie Sophia Delacruz Besuchern die Hand schüttelte, scheinbar völlig entspannt nickte und lächelte. Sobald die letzten aufgebrochen waren, wandte sie sich Ramón zu und ging langsam dem Ausgang entgegen. Jetzt erst gestattete sie es sich, ihre Erschöpfung zu zeigen.

Als Pitt den Blick von ihr abwandte, fiel ihm auf, wie das Licht auf das blonde Haar eines hochgewachsenen Mannes fiel, der sich mit ungewöhnlich eleganten Bewegungen einen

Weg durch die hinausströmende Menge bahnte. Man machte ihm lächelnd Platz, ganz offensichtlich kannte man ihn. Er nickte einigen grüßend zu, setzte aber seinen Weg nach draußen fort. Offenkundig war er so tief in Gedanken versunken, dass er mit niemandem sprechen konnte oder wollte.

Wie jeder in London kannte auch Pitt den Mann. Dalton Teague war mit dem Premierminister Lord Salisbury verwandt und mit zahlreichen einflussreichen Familien des Landes verschwägert, aber die Hochachtung, die man ihm hier bezeigt hatte, galt dem Crickethelden, der sich auf dem Spielfeld so gut wie jedem anderen Sportsmann der Epoche überlegen gezeigt hatte.

Pitt hatte keine Zeit, sich zu fragen, was Teague hier gewollt haben mochte. Er musste mit den Polizeibeamten sprechen und dafür sorgen, dass Sophia Delacruz auch weiterhin unbehelligt blieb. Es dauerte eine halbe Stunde, bis er einige Worte mit Brundage wechseln, Drury und dessen Männern danken und dann mit einem Seufzer der Erleichterung in die Aprilnacht hinaustreten konnte.

Die Gaslaternen brannten bereits, Sicherheit verheißende Glasgebilde über dem Gehweg, die wie in Eisen gefasste Schmuckstücke aussahen. Während er der Hauptstraße entgegenstrebte, wo er eine Droschke zu finden hoffte, trat ein mittelgroßer Mann aus dem Schatten eines Hauses und fasste neben ihm Tritt.

»'n Abend, Commander«, sagte er in freundlichem Ton. »Es war gut, dass Sie die Sache so unauffällig unter Kontrolle behalten haben.«

»Danke«, sagte Pitt knapp. Zwar wollte er sich bei aller Höflichkeit nicht auf ein Gespräch mit einem Fremden einlassen, doch sagte ihm etwas an der Art, wie der Mann sprach, dass das nicht das Ende der Unterhaltung sein sollte, sondern der Anfang.

»Ich heiße Frank Laurence.« Der Mann hielt mühelos mit ihm Schritt, obwohl er fast eine Handbreit kleiner war als Pitt.

Pitt gab keine Antwort. Ganz offensichtlich wusste Laurence, mit wem er es zu tun hatte.

»Ich bin Journalist und arbeite für die *Times*«, fuhr er fort. »Es erscheint mir sehr interessant, dass sich der Leiter des Staatsschutzes für eine sonderbare Heilige interessiert, die sich besuchsweise im Lande aufhält. Oder überschätze ich etwa die Heiligkeit dieser Sophia Delacruz?«

Trotz seiner Verärgerung lächelte Pitt. »Das ahne ich nicht, Mr. Laurence. Ich vermag nicht zu sagen, mit welchem Maßstab man Heiligkeit misst. Sofern Ihr Blatt das von Ihnen wissen will, müssen Sie sich Ihre Informationen aus anderen Quellen beschaffen.« Er beschleunigte den Schritt ein wenig, doch der andere ließ sich nicht abschütteln.

»Sie haben Humor, Mr. Pitt. Das gefllt mir. Aber ich fürchte, die Redaktion erwartet von mir mehr als eine Einschätzung der Heiligkeit jener Dame.« Es klang, als fände er das Ganze amüsant. »Etwas Handfesteres, verstehen Sie? Einen Skandal, einen ttlichen Angriff oder gar einen Mordversuch.«

Pitt blieb unvermittelt stehen und sah sich den Mann im Schein einer Straßenlaterne an. Er hatte regelmäßige Gesichtszüge, und seine braunen, nahezu runden Augen blickten klug in die Welt. Unübersehbar lag in ihnen der Ausdruck eines nur mühsam unterdrückten Lachens.

»Nun, Mr. Laurence, sofern Ihnen irgendeine Gewalttat zur Kenntnis kommt, sind Sie hoffentlich so gütig, mich das wissen zu lassen«, sagte Pitt. »Am besten im Voraus, auch wenn Ihre Geschichte damit an Wirkung einbüßt.«

»Ah«, sagte Laurence fröhlich, »ich merke schon, dass die Zusammenarbeit mit Ihnen nicht so langweilig sein wird, wie ich befürchtet hatte. Darf ich Ihre Worte dahingehend ver-

stehen, dass man Ihrer Ansicht nach mit einer Gewalttat rechnen muss? Diese Sophia Delacruz ist eine äußerst ungewöhnliche Frau, nicht wahr? Ich hatte immer angenommen, dass die besten Heiligen, also die wirklichen, schwierige Menschen sind. Wenn uns jemand sagt, was wir hören wollen, ist daran ja wohl nichts Heiliges, nicht wahr? Ich nehme an, dass sogar ich das könnte.«

»Ich dachte, dass Sie genau das tun«, gab Pitt gereizt zurück. Er bedauerte seine Worte sogleich, als er sah, wie sehr er den Mann damit belustigte. Er hatte ihm damit in die Hände gespielt.

»Nein, Commander. Ich teile meinen Lesern ziemlich oft mit, was sie einerseits gern wissen wollen und wovor sie sich andererseits fürchten. Wenn ich sie verärgere, brauche ich nicht um das Ende meiner Laufbahn zu fürchten, wohl aber, wenn ich sie langweile ... Und natürlich, wenn man mich dabei ertappen sollte, dass ich sie belüge. Ganz wie ein guter Schauspieler darf ein Journalist nie die »atemlose Spannung« zerstören. Ist sie eine Heilige?«

»Wozu wollen Sie das wissen?« Pitt sah sich wider Willen mit dem Mann in ein Gespräch verwickelt. »Erhoffen Sie sich ein Ketzergericht? Ich glaube nicht, dass wir noch Menschen auf dem Scheiterhaufen verbrennen oder aufs Rad flechten. Wir fesseln sie ja nicht einmal mehr an die Streckbank.«

»Ja, wir sind ausgesprochen einfalllos geworden«, stimmte ihm Laurence zu. »Ist sie eine Heilige, Commander, oder nichts weiter als eine Aufschneiderin?«

Überrascht merkte Pitt, wie sehr ihm die dahinter stehende Vorstellung gegen den Strich ging. Er nahm schon an dem bloßen Wort »Aufschneiderin« Anstoß. Und ihm war bewusst, welcherlei Antwort von ihm Laurence damit provozieren wollte.

»Sie müssen schreiben, was Sie für richtig halten, Mr. Laurence«, erklärte er, »und ich bin überzeugt, dass Sie das auch tun werden, ganz gleich, was ich Ihnen sage.«

Der Journalist lächelte. Im Schein der Laterne schimmerten seine regelmäßigen Zähne weiß.

»Gut gemacht, Commander. Sie verstehen es glänzend, nichts zu sagen. Bewundernswert. Ich freue mich schon auf unser nächstes Gespräch über die Sache. Ich denke, wir werden öfter einen Anlass dazu haben, es fortzusetzen. Allerlei Menschen werden die Gelegenheit ergreifen, die Versammlungen dieser Frau zu besuchen und ihre eigenen Vorstellungen über Kreuzigung, Auferstehung, Jungfrauengeburt und darüber auszubreiten, was uns im Himmel erwartet. Und das dürfte erst der Anfang sein.« Munter legte er einen Finger an die Hutkrempe. »Gute Nacht, Sir.«

KAPITEL 2



Es war Charlotte klar, dass sie mit Jemima gleich nach Hause zurückkehren musste und nicht auf Pitt warten konnte, doch sehnte sie sich geradezu danach, ihn nach seiner Meinung zu fragen. Vor allem hätte sie gern gewusst, welchen Eindruck er von Sophia gewonnen hatte. Sie glaubte ihn nach siebzehn Ehejahren gut zu kennen und sich selbst noch besser. Das meiste, worüber die Frau gesprochen hatte, noch mehr aber die glühende Überzeugung ihres Vortrags, hatte in Charlotte nur allzu viele unbehagliche Fragen wachgerufen. Warum hatte sie ihre eigenen Ansichten zu diesen Themen nie einer kritischen Würdigung unterzogen?

Hatte es damit zu tun, dass sie ohnehin alles hatte, woran ihr lag: den Gatten, den sie liebte, Kinder, genug Geld, um in einiger Sicherheit leben zu können, und Freunde? Außerdem gab es Anliegen, für die man sich einsetzen musste. Die Welt änderte sich von einem Monat zum anderen. Inzwischen war das Frauenwahlrecht mehr als ein bloßer Traum, und sie hatte sich im Kampf dafür stärker engagiert, als Pitt wusste.

Selbstverständlich würde sie ihm das sagen, aber erst, wenn die Zeit dafür reif war. Die Sache war äußerst reizvoll: wenn Frauen an politischen Entscheidungen mitwirken könnten, und sei es auch nur, dass sie die Möglichkeit hätten, der Re-

gierung ihre Unterstützung zu versagen, wäre das gleichbedeutend mit dem Anbruch eines neuen Zeitalters, in dem Missstände aller Art, Leid und Ungleichheit beseitigt werden könnten.

Es gab zwingende Gründe, daran mitzuwirken, darunter eine unmittelbar bevorstehende Nachwahl für das Unterhaus, die der Cricketheld Dalton Teague schon so gut wie gewonnen hatte. Er sprach sich scharf dagegen aus, dass man Frauen über Möglichkeiten zur Geburtenkontrolle aufklärte.

Die Gemüter erhitzten sich über dieses seit Jahren heftig umstrittene Thema. Obwohl die Kenntnis der Methoden nicht gegen die Gesetze verstieß, erreichte das Wissen nicht diejenigen, die am dringendsten darauf angewiesen waren: arme Frauen, die bis zur physischen Erschöpfung Kind um Kind bekamen. Viele starben. Schuld daran waren Unwissenheit, Angst und gesellschaftlicher Druck. Auch die Religion trug ein gerütteltes Maß dazu bei.

Ausschließlich Frauen waren die Opfer, nie die Männer!

Die Dringlichkeit des Themas war Charlotte zu Bewusstsein gekommen, als kürzlich eine gute Bekannte bei der Geburt ihres siebten Kindes gestorben war. *Mir geht es so gut*, dachte sie, während sie in der Droschke neben ihrer Tochter saß. War sie so selbstzufrieden, dass sie nach nichts Höherem strebte, keinem Ziel, das jenseits der unmittelbaren persönlichen Zukunft lag? Woran musste sie glauben, wo sie doch alles hatte, was ihr wichtig war?

Und wenn sie es verlor? Welche innere Kraft hätte sie dann, die es ihr gestattete, fortzufahren, auf eigenen Füßen zu stehen, durch die Finsternis zu schreiten? Dieser entsetzliche Gedanke war ihr in der Vergangenheit mehrfach gekommen, wenn Pitt im Dienst, erst bei der Polizei und jetzt beim Staatsschutz, Gefahren drohten. Sie war so angespannt, dass sie bei jedem Schlagloch hochfuhr, durch das die Droschke

rumpelte. Würde sie im Fall materieller oder seelischer Not nichts in sich finden, was ihr inneren Halt gab?

Jemima neben ihr schwieg. War sie ebenfalls verstört oder einfach nur müde? Sie hatte unbedingt mitkommen wollen, sagte aber nun kein Wort über das Gehörte.

»Wie fandest du die Frau?«, fragte Charlotte mit leiser Stimme. Sie überlegte, was sie dem Mädchen sagen sollte, wenn sich zeigte, dass Jemima mit der Situation überfordert war. Die Leere in ihr selbst weckte in ihr ein schlechtes Gewissen, weil sie keinen rechten Glauben besaß und daher nie versucht hatte, dem Mädchen einen solchen zu vermitteln. Ihre Tochter, die kurz vor ihrem siebzehnten Geburtstag stand, würde bald heiratsfähig sein. Dann würde sie Entscheidungen treffen müssen, die ihr ganzes weiteres Leben betrafen.

»Ich finde sie ein bisschen zum Fürchten«, sagte Jemima nachdenklich, als müsse sie nach dem richtigen Wort suchen. »Nicht so, als ob sie einem was tun würde, jedenfalls nicht mit Absicht. Aber sie ist sich so sicher mit dem, was sie denkt, dass sie auch das sagt, was gefährlich ist.« Während sie durch die Scheibe im Wagenschlag hinaussah, fiel das Licht der vorüberziehenden Straßenlaternen auf ihr Gesicht, sodass es abwechselnd erhellt wurde und im Schatten lag. »Sie ist ganz anders als unser Pfarrer«, fuhr sie fort. Die Anstrengung, die es sie kostete, genau das zu sagen, was sie meinte, ließ sie die Brauen zusammenziehen. »Wenn der was sagt, klingt das immer so, als ob er das gar nicht so meinte. Vielleicht liegt das an seiner eintönigen Stimme und daran, dass er sagt, was andere von ihm erwarten.« Sie wandte sich ihrer Mutter zu. »Meinst du, der würde gern sagen, was er selbst denkt, es aber lieber nicht tun, weil er die Leute nicht erschrecken und natürlich auch seine Stelle nicht verlieren will?«

»Das kann ich mir ohne Weiteres vorstellen«, erwiderte Charlotte und stellte sich dabei den hochwürdigen Mr. Jameson